

Jan Maria Kłoczowski

Lasst uns erinnern, ohne etwas zu erwarten ...

In der Erzählung *Die Pest in Neapel* zitiert der große, inzwischen verstorbene polnische Schriftsteller Gustaw Herling-Grudziński den Bericht eines Chronisten, der das Wüten der Seuche in der italienischen Stadt 1656 miterlebte: „Es war undenkbar, dass der Freund dem Freund Trost spendete oder ihm zur Hilfe eilte, der Verwandte dem kranken Verwandten die Hand reichte, der Ehemann Abschied nahm von seiner im Sterben liegenden Frau. Der Arzt berührte den Kranken und ergriff die Flucht. Der Diener trug seinem Herrn das Essen auf und rannte davon. Der Vater mied den kranken Sohn, die Ehefrau sperrte das Zimmer ab, in dem ihr Mann darniederlag. Der Sohn wagte es nicht, den toten Vater zu begraben, stattdessen trug er ihn des Nachts in ein Bettlaken gewickelt vor das Tor, in der Hoffnung, der Wagen der Totengräber würde haltmachen und die Leiche mitnehmen.“

Klingt nur allzu vertraut? Die Beschreibung passt wie die Faust aufs Auge zu dem, was wir selbst erlebt haben und weiterhin erleben! Eine ähnliche Tragödie erlitt Anfang des Jahres eine gute Freundin von mir. Selbst an Covid erkrankt, konnte sie nicht am Totenbett ihrer Eltern sein, die aus dem gleichen Grund, hunderte Kilometer von ihr entfernt ohne Beistand starben.

Die Initiative des Internationalen Literaturfestivals Berlin ist lobenswert, denn ihr Ziel ist es, uns alle daran zu erinnern, ... der Tod vergeht nicht, im Gegenteil, er ist in einer guten Verfassung.

Wir leben in einer Zeit, in der man versucht hat, ihn zum Gehen zu bewegen, auf dass er uns nicht länger den Lebensspaß verdirbt. Vergebens. Die Pandemie und mit ihr die Berichte in den Medien über Menschen, die in Einsamkeit sterben, unter Bedingungen, die unseren Vorstellungen von einem würdigen Aus-dem-Leben-Scheiden hohnsprechen, haben zur Folge gehabt, dass wir uns erneut der – möchte man meinen – offensichtlichen Tatsache bewusstwerden, dass wir sterblich sind und dass das Virus jeden von uns urplötzlich, aus dem Hinterhalt attackieren kann.

Der Kult der Jugend hat mit einem Mal seinen Zauber verloren, die Blase des schönen Scheins ist geplatzt, die Masken sind gefallen, auch wenn wir sie gleich wieder aufsetzen müssen. Allerdings nicht, um vor anderen unser wahres Gesicht zu verbergen, sondern um den Angriff des Virus abzuwehren. Die Konfrontation mit dem Tod vereint uns – wie Stephen Levine schreibt – mit dem Leben. Inwiefern? Uns wird bewusst beziehungsweise wir ahnen, dass es sich nicht lohnt, Zeit mit Dingen zu vergeuden, die unwichtig, von geringem Wert sind. Dass es sich hingegen

lohnt, die Beziehungen zu unseren Nächsten zu überdenken, unser Verhältnis zur täglichen Arbeit. Dem einen hilft der Glaube, dem anderen das Nachdenken über Werte, die keine religiöse Konnotation haben.

Jeder Tod ist schmerzhaft und will betrauert werden. In Zeiten der heutigen Pandemie entfalten mediale Bilder und Zahlen die stärkste Wirkung. Große Zahlen haben jedoch die Eigenart, dass sie – wie schon Gustaw Herling-Grudziński wusste – „die menschliche Tragödie gleichsam verschleiern und banalisieren, die Vorstellung über das Ausmaß des Leidens abstumpfen lassen“. Noch ein Grund, weshalb die Idee des Internationalen Literaturfestivals Berlin, die Toten der Covid-19-Pandemie gemeinsam zu beweinen, eine zutiefst ethische Initiative ist. Denn auf diese Weise können wir einen Kontrapunkt setzen zur Gewöhnlichkeit der Tragödie, die uns alle betrifft, insbesondere diejenigen, die ihr zum Opfer gefallen sind.

Dem Absurden Einhalt gebieten, das können wir nicht, aber die Erinnerung wachhalten, das schon.

Ich möchte an dieser Stelle an die nachahmenswerte Haltung von Albert Camus, dem Autor „Der Pest“, erinnern. Als ich Anfang Juli an seinem einfachen Grab auf dem Dorffriedhof von Lourmarin stand und die Worte zu erhaschen versuchte, die er zu mir sprach, hörte ich mehr oder weniger Folgendes: Suche nicht nach Trost oder Belohnung für das, was du für andere tust. Du wirst das Absurde Böse nicht aufhalten, du wirst die Seuche nicht aufhalten, und trotzdem tue alles, was in deiner Macht steht, dem Anderen brüderlich zur Hand zu gehen. In Zeiten der Seuche geht die größte Bedrohung nicht von dem Virus selbst aus, sondern von dem Zerfall der zwischenmenschlichen Bindungen. Tue alles, damit das Band, das uns mit dem Anderen verbindet, nicht reißt.

„Camus predigte menschliche Brüderlichkeit und heroische Rechtschaffenheit“, schrieb Czesław Miłosz zu Beginn dieses Jahrhunderts. Wobei ich mir vollkommen bewusst bin, wenn ich mich auf den großen französischen Schriftsteller und Intellektuellen berufe, wie schwer es heute ist, in dessen Fußstapfen zu treten. Denn in den meisten Fällen haben wir, aufgrund diverser Restriktionen und Verbote, nur geringe Handlungsmöglichkeiten, und unsere hehren Absichten helfen uns nicht viel. Und genau deshalb ist das Erinnern so wichtig. Es allein vermag den Toten ein zweites Leben zu geben, und nicht nur denen, die von der Pandemie dahingerafft wurden. Ohne die Menschen, die uns bereits verlassen haben, fühlen wir uns einsam, häufig traurig und untröstlich. Im Stillen hoffen wir darauf, dass die Zeit alle Wunden heilen wird. Das Gedenken und die Erinnerung helfen – wie die heutige Lesung – der Zeit, denn sie machen uns bewusst, dass die Toten – solange wir an das untrennbare Band zwischen der Welt der Lebenden und der Welt der Toten glauben – ständig unter uns sind, anwesend sind.

Ja, ich weiß, das sind nur Worte. Und gewöhnlich fühlen wir uns – nach dem Verlust einer geliebten Person – wie die Katze in der leeren Wohnung aus Wisława Szymborskas gleichnamigen Gedicht:

Sterben – das tut man einer Katze nicht an,
Denn was soll die Katze
in einer leeren Wohnung.
An den Wänden hoch,
sich an Möbeln reiben.
Nichts scheint sich hier verändert zu haben,
und doch ist alles anders.
Nichts verstellt, so scheint es,
und doch alles verschoben.
Am Abend brennt die Lampe nicht mehr.

Auf der Treppe sind Schritte zu hören,
aber nicht die.
Die Hand, die den Fisch auf den Teller legt,
ist auch nicht die, die es früher tat.

Hier beginnt etwas nicht
zur gewohnten Zeit.
Etwas findet nicht statt,
wie es sich gehört hätte.
Jemand war hier und war,
dann verschwand er plötzlich
und ist beharrlich nicht da.

Alle Schränke durchforscht.
Alle Regale durchlaufen.
Unter Teppichen geprüft.
Trotz des Verbots
die Papiere durchstöbert.
Was bleibt da noch zu tun.
Schlafen und warten.

Komme er nur,
zeige er sich.
Er wird's schon erfahren.
Einer Katze tut man sowas nicht an.
Sie wird ihm entgegenstolzieren,

so, als wollte sie's nicht,
sehr langsam,
auf äußerst beleidigten Pfoten.
Noch ohne Sprung, ohne Miau.¹

Die Pandemie ist noch nicht vorbei. Noch mancher Tod wartet auf uns, manche Trauer und manch gemeinsame Totenlesung. Leider glaube ich nicht, dass die Welt nach der Pandemie eine bessere sein wird. Ich befürchte eher eine Veränderung zum Schlechteren. Ich befürchte noch tiefergehende Spaltungen, ein weiteres Aufweichen der gesellschaftlichen Bindungen, Zulauf für diejenigen, die für alles ein Heilmittel versprechen. Mir bleibt nur darauf zu vertrauen, dass wir uns jener Katze in der leeren Wohnung wie auch unseren anderen Haustieren angleichen, die den Anderen spüren und dessen Nähe brauchen. Mir bleibt nur darauf zu vertrauen, dass wir die Toten nicht vergessen, dass wir die Trauerrituale pflegen, im Bewusstsein, dass es sich lohnt, da wir selbst noch leben, Zeugnis abzulegen. Lasst uns also weitergehen, aufrecht, selbst wenn wir am Ende des Weges nur „das Goldene Vlies des Nichts“ als Belohnung in Empfang nehmen. Und lasst uns – gleich einer Beschwörungsformel – Zbigniew Herberts Worte wiederholen:

hüte dich vor der Dürre des Herzens liebe die Morgenquelle
des namenlosen Vogels die Wintereiche
das Licht auf der Mauer die Herrlichkeit des Himmels
die deinen warmen Atem nicht brauchen
die da sind um dir zu sagen: Niemand wird dich trösten²

Boghdany Wielkie – Genshagen, August 2021

Jan Maria Kłoczowski (Übersetzer französischer Literatur, Dichter, Essayist)

Deutsch von Andreas Volk

¹ *Kot w pustym mieszkaniu* [Katze in der leeren Wohnung]. Übersetzt von Karl Dedecius.

² Aus dem Gedicht *Przesłanie Pana Cogito* [Herrn Cogitos Vermächtnis]. Übersetzt von Karl Dedecius.

